Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 8

Artikel: Die Liebe am Gemüsewagen [Schluss]
Autor: Schnetzer, Rud.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664250

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Tode.

Wie bebt das Herz,
Wenn aus dem Kranz der Weggenossen,
Die eben noch, in runder Zahl,
Im Glanz der Jugend und der Mannesjahre
Versammelt waren um den Tisch des Lebens,
Sich einer nach dem andern wegbegibt ins Dunkel,
Um nie mehr, nimmermehr zurückzukehren.
An ihrem Tisch, an dem sie fragend harren,
Sich sorgend, daß ein Leid, ein ungeahntes
Ihm möchte widerfahren sein —
Und wie er nun noch immer nicht erscheinen will,
Zu flüstern erst, dann lauter stets und dringlicher
Zu fragen drauf beginnen,
Und dann erbleichen und das Haupt verhüllen,
Wenn ihre Ahnung zur Gewißheit ward:
Daß er geschieden —
Hinabgestiegen jene bleichen Stufen,
Die keine Seele schritt zum zweitenmal.

Rudolf Hägni.

Die Liebe am Gemüsewagen.

Von Rud. Schnetzer. (Schluß.)

Das Lokal war gemietet, beim Flachmaler Schudel Auftrag gegeben wegen dem Firmenschilde, Farbe und Schrift dazu ausgelesen. Und Johannes und Maria hatten sich verlobt. Der Spätherbst verschenkte eben seine allerletzten klaren Tage. Noch eine kurze Spanne Zeit, und dann mußte alles ins Gleichgewicht gebracht werden.

Am Morgen nach dem Verlobungssonntag fuhr Johannes mit einem hochgeladenen Karren in sein Revier ein. Er hatte so viel geladen, daß er nicht mehr über sein Fuder hinaus zu sehen vermochte. Die zwei Räder ächzten unter der Liebeslast; denn eigentlich waren ja alle die Körbe und Holzgitter mit dem Herbstsegen nichts anderes... Der Bariton sang mit Urtönen an die Häuser hinauf, und seinen „Truuube!" und „Herdöpfäääl!" konnte an diesem Morgen noch weniger widerstanden werden als sonst. Die Hausfrauen horchten auf. Johannes sang ihnen sein Gemüse mit einer Inbrunst ohnegleichen vor. Sie kamen scharenweise aus den Häusern. Aber nach dem Bariton schnellte bald Marias Sopran in die höchsten Lagen, bis den Ohren der Hausfrauen fast schwindlig wurde, die Ohren der Männer sich dagegen spitzten wie die Ohren von Wolfshunden. Was war nur los mit den beiden? Was war denn in diese Zweistimmigkeit gefahren? So hatten sie die Gassen noch nie mit Melodik erfüllt. Es zog die Kunden fast gewaltsam zum Einkauf. Die Stimmen verrieten, daß eine große Veränderung vorgegangen war. Es war aber nicht sofort erkennbar, ob die in der Kehle oder der Seele ihren Sitz hatte. Auch dem Karren sah man an, daß etwas geschehen sein mußte; denn auch Marias Last war eine doppelte geworden.

In der Seestraße, vor der Bude des Schuhmachers Hiltmeier, waren beide Karren von je einem dichten Menschenring umkreist. Einige drehten bedächtig Äpfel in den Händen. Andere visitierten mit Untersuchungsrichtermienen die Rüben und Selleriewurzeln. Dritte versuchten die Trauben. Emsig wurde gehandelt und gefeilscht. Der Schuhmacher Hiltmeier schob seinen Bauch, von dem er behauptete, er komme vom Sitzen, durch die Leute und drang zu Maria vor. Er verwendete denselben immer als Keil, der jede Menschenmauer auseinander brach. Maria wog just Zwiebeln ab.

„Mädel, was ist denn mit dir heute los?" fragte er.

„Was willst, Schuster? Für dich habe ich heute Kartoffeln zu einem Ausnahmepreis," gab sie ihm zur Antwort.

„Ausnahmepreis? Wie kommst du zu Ausnahmepreisen?"

„Oh, heute geb' ich alles billiger, als der da drüben", sagte sie. „Bei mir kaufen, bei mir kaufen!" schrie sie den Leuten zu, die den Karren des Johannes umstanden. „Bei mir ist alles billiger!" Die Angerufenen reckten die Köpfe. Einige kamen zu Maria hinüber. Aber Johannes lockte sie wieder an:

„Nur hier bleiben, ich geb's noch billiger. Ich halte heute die Ausnahmepreise." Die Weggelaufenen kehrten zurück und mit ihnen einige andere.

„Ihr seid heute wie zwei Teufel, die um eine Seele streiten," sagte der Schuster. Dann

entdeckte er den Verlobungsring an Marias Finger. „Holla, Kleine, wo hast du dies Eisen her?“ Sie blitzte ihn an.

„Eisen?“ sagte sie.“ „Unsereiner vermag noch Gold, wenn man sich verlobt.“

„Aha, verlobt bist?“

„Seit gestern.“ Weiber und Männer drängten herzu. Morgenjacken und Arbeitsschürzen ballten sich zu einem Knäuel um das Mädchen.

„Darum flötet dein Sopran heute so,“ sagte der Schuster. „Das Verlobungsgold hat dir sogar im Kropf angeschlagen.“

„Schuster, kauf mir lieber was ab, damit es mir auch da anschlägt. Da ist es nun am nötigsten.“ Sie klopfte auf die Geldkatze.

„Wenn du mir sagst, mit wem du dich verlobt hast, kauf' ich dir heute einen ganzen Korb voll ab, als Verlobungspfennig.“ Maria deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Karren des Johannes.

„Mit dem da drüben, mit dem Johannes, gestern Abend. Jetzt aber kauf.“ Alle lachten. Und gleich wußte man eine Straße weiter, daß Johannes und Maria sich verlobt hatten.

„Also, ihr steckt doch unter einer Decke, Donnerskerle.“ Und der Schuster kaufte Trauben, Kartoffeln, Tomaten, Sellerie und Lauch. Schmunzelnd bezahlte er, schmunzelnd strich Maria das Geld ein.

„Endlich einmal eine rentable Verlobung,“ sagte der Schuster. „Sonst ist das das unrentabelste Geschäft.“

„Jawohl, sie muß rentieren,“ erwiderte Maria. Dann ließ sie den Sopran steigen:

„Billiiig! Billiiig! Ausnahmepreieieise!“ Treulich folgte ihr der Bariton mit dem selben Text.

Die Leute benützten die Gelegenheit und kauften und kauften.

„Wenn das so ist, bleibt ihr hoffentlich recht lange verlobt.“

„Wenn das so geht, nicht so lange,“ erwiderte Maria. Sie sah mit Freuden, wie die Körbe leer wurden. Schon konnte sie zwei zusammen leeren und ineinander stellen. Je mehr es auf dem Karren abnahm, umso mehr nahm es in der Katze zu.

Von Gasse zu Gasse ging es nun so. Wo sie hinkamen, wußte man schon von ihrer Verlobung. Und ihr Geschäft blühte. Unter diesen Umständen war ihre Freude am Handel so groß, wie die Freude der Kunden an den Ausnahmepreisen. Die Eltern lieferten jetzt Johannes und Maria das Gemüse fast gratis, um so einen Beitrag an die Heirat ihrer Kinder zu leisten. Das ermöglichte ihnen die herabgesetzten Preise und schuf ihnen vermehrten Absatz. Sie verkauften größere Mengen und nahmen zugleich mehr ein als sonst. Und jedes von ihnen war noch mehr auf Geld aus als früher, jedes wollte zuerst sein Sümmchen beisammen haben.

An diesem Morgen gingen sie in verstärktem Maße darauf aus, einander die Kunden abzujagen. Solchen Umfang hatten ihre Stimmen noch nie gehabt. Sie hatten sich noch nie so geneckt und übersungen. Sie waren wie Hähne, die um die Herrschaft im Hühnerstall kämpfen. Immer versuchten sie, mit schlauen Preisberechnungen und scheinbaren Beleidigungen sich die Käufer zu stehlen. Und die Leute amüsierten sich. „Sonst sind Verlobte ein Herz und eine Seele,“ sagten sie. „Das sind wir auch,“ antwortete Johannes. „Das scheint nicht.“ — „Ein Herz und eine Seele schon, nur vorläufig noch zwei Geldbeutel,“ sagte Maria. „Aha, ihr unterscheidet Geschäft und Liebe?“ — „Das meint man nur, unser Geschäft ist auch für unsere Liebe.“ — „Ihr seid Käuze: gehört zusammen und pfuscht einander ins Handwerk, habt euch gern und spuckt euch beständig an.“ — „Das ist alles nur aus Liebe.“ — „Daß die Liebe so aussieht, hat noch niemand gewußt, daß man sich die Augen auskratzt, statt küßt.“ — „Das versteht ihr nur nicht.“ — „Ach eure Gemüsehändlerphilosophie.“ — „Kauft lieber, das ist für uns alle gescheiter.“ So wirbelten an diesem Vormittag die Sätze durcheinander.

In der Feldstraße sagte der Wirt der „Fleischlaube“ zur Maria:

„Wenn ihr zusammen gehört, warum tut ihr denn so neidisch aufeinander? Ihr mißgönnt euch den Verkauf von jeder Rübe. Hast ihn am Ende doch zu wenig lieb, Maria?“

„Ich bin zu wenig lieb?“ Maria betrachtete den Mann mit der weißen Schürze und der roten Nase. „Deiner Nase sieht man an, daß du den Wein sehr, sehr liebst, so lieb, daß du fast in ihm ertrinkst. Aber, das ist nichts gegen meine Liebe zum Johannes.“

„Schon gut, schon gut, aber warum dieser blasse Brotneid?“

„Weil ich mein Geld noch nicht ganz beisammen habe. Darum... Und ich muß es doch bald haben. Will ihm eine rechte Aussteuer bringen."

„Aha, das Geld ist doch alles für ihn?"

„Nein, für mich, d. h. schon für ihn, für uns eigentlich."

„Spannt doch zusammen, wenn's in den gleichen Beutel geht."

„Dummkopf, das geht erst später. Die Aussteuer ist meine Sache."

„Aber, ihr solltet euch mehr helfen als schaden."

„Ich will meine Sache aufbringen ohne seine Hilfe. Ich will einst wissen, daß ich meinen Teil dazu getan habe, und er soll sehen, daß ich eine Sache durchbringen kann, wenn ich sie einmal im Kopf habe."

„Ich verstehe euch nicht. Ginge es zusammen nicht besser?"

„Nein, wir müssen doch einander beweisen, was wir an uns haben."

„Hm... Schadet das eurem Gernhaben nicht, dieses tagelange Lauern und Necken?"

„Fleischlaubenwirt, du bist nicht klug, das hat uns eben zusammen gebracht."

„Weiß der Kuckuk... Andere bringt das auseinander."

„Das sind Narren. Wir haben dadurch gesehen, wie jedes arbeiten kann."

„Da hast recht... Aber warum dies Neiden und Schimpfen?"

„Erstens, weil es zum Geschäft gehört, und zweitens, weil das, was er einnimmt, meiner Aussteuer entgeht."

„Und was du einnimmst, das entgeht ihm. Deshalb also..." Er schüttelte den Kopf. „Ich versteh' euch und versteh' euch doch nicht. Du schaffst im Grunde für ihn, er für dich, und doch jagt ihr euch jeden Batzen ab."

„Ja, was soll ich machen, wenn ich das Aussteuergeld nicht zusammen bringe?"

„Freilich, mußt schon schauen, daß du es hast, wenn du es brauchst."

„Also! Begreifst es jetzt?"

„Und doch... Sich aus Liebe das Leben sauer machen, das ist trotzdem Unsinn."

Es wurde im Revier viel gespottet über die „feindselig Verliebten", wie man sie taufte. Dafür sahen Johannes und Maria den Tag der Heirat immer näher rücken. Je näher er kam, je mehr sie sich auf ihn freuten, umso mehr nützten sie die Tage. Keines hatte mehr einen anderen Wunsch, als den, sein Sümmchen bis auf den letzten Rappen zusammen zu bringen. Sie hatten eigentliche Gefechte miteinander. Je kürzer und nässer langsam die Tage zu werden begannen, je kürzer die Arbeitszeit, desto voller und schwingender wurden ihre Rufe, desto erbitterter umstritten sie die Kundschaft.

Die Leute gewöhnten sich an die neuen Preise und ließen den beiden mehr Geld zufließen, als vorher, weil sie sich einbildeten, bei dieser Preislage auch kaufkräftiger zu sein. Allgemein freute man sich ob dieser Verlobung; denn sie war für alle vorteilhaft. Am meisten war sie es jedoch für Johannes und Maria. Sie verkauften gegen früher das Doppelte und trugen weit mehr Geld in der Katze heim.

Und eines Abends waren sie soweit, wie sie wollten...

Auf dem Heimgang, zwischen den Karren schreitend, auf denen die Körbe aufgeschichtet waren, schmiegten sie sich aneinander. Johannes sagte:

„Maria, wie steht's? Ich hab' das Meinige." Und sie antwortete:

„Ich hab's auch. Von mir aus können wir heiraten." Die Türme der ineinander geschobenen Körbe kamen bedenklich ins Wanken...

„Jetzt bin ich froh, es war nicht leicht," sagte der Bariton.

„Aber schön ist es, wenn man es hat, und es erstritten und erobert ist," sekundierte der Sopran.

„Wir wollen es festhalten, nicht wahr? Es fiel uns nicht aus dem Himmel in den Schoß; es ist erarbeitet."

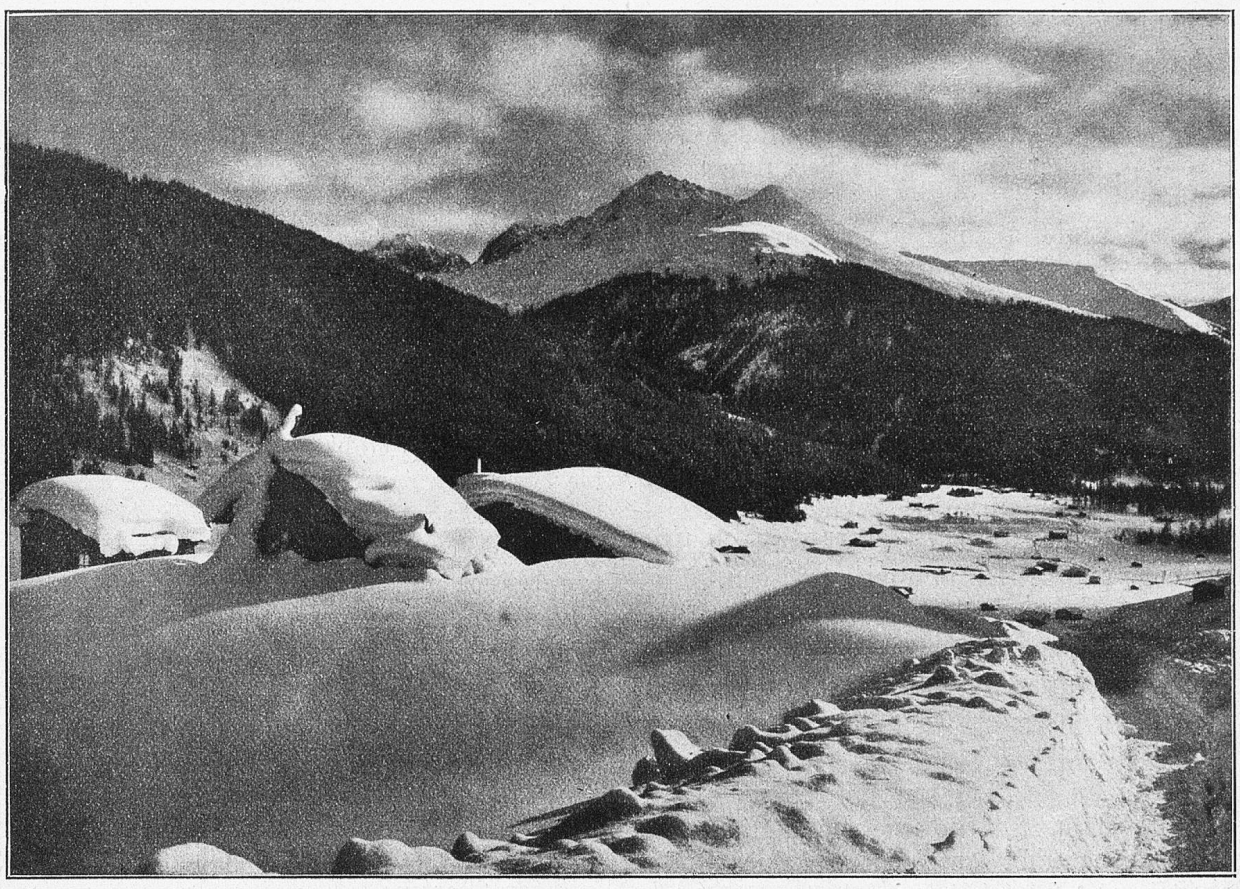
„Ja, wir wollen ihm Sorge tragen."

Und der Bariton und der Sopran klangen endlich harmonisch zusammen...

* * *

Eine kleine Zeitspanne zerrann. Kalt und naß war es geworden. Der Winter ließ zwar noch auf sich warten.

Eines Tages blieben Johannes und Maria aus... Still blieb es in den Gassen. Die Zweistimmigkeit und die Ausrufung der reduzierten Preise blieben fern. Als wäre die Seele der Gassen gestorben, leblos, stumm blieben diese. Doch die Bewohner scherzten. Der Schuhmacher sagte: „Jetzt hat's eingeschlagen." Der Fleischlaubenwirt meinte: „Jetzt haben



Eingeschneite Hütten am Gemsjäger. Phot. E. Meerkämper, Davos.

wir Dezember, und die haben Mai. Da sieht man's: Liebe kann das Jahr auf den Kopf stellen." Man verstand beide. Einige Tage wartete man vergeblich auf den Bariton, bis er zu fehlen begann.

Doch eines Morgens ertönte es wieder. „Chaaabiiis! Roootkooohl! Selleriii!" sang es durch die Seestraße. Man atmete auf. Johannes war da.

Aber, was war geschehen? Seine Stimme schien eine Oktave verloren zu haben, sie schraubte sich weder hinauf noch hinab, sondern hielt immer die gleiche Mittellage ein, blieb sich auch gleich in Kraft und Klangfarbe. Es war auf einmal eine gesetzte Stimme geworden, noch ein wenig herrisch, doch geruhsam bodenständig, wie das Herz von einem, der die unruhigen Zeiten hinter sich hat und sich nur noch bemüht, ihren Preis mit männlichen Händen festzuhalten. Es lag jetzt etwas Gesichertes in ihr. Man merkte ihr an: Johannes besaß, was er gewollt hatte...

Die Leute stutzten. Was sang ihnen da im Dezemberwind vor?

Johannes hatte jetzt ein eigenes Geschäft in der Marktgasse. Dort regierte seine Frau. Er selber nahm den Straßenverkauf im Revier wieder auf, weil er hier eine feste Kundschaft und mit seinem Bariton längst jeden Konkurrenten aus dem Revier hinaus gesungen hatte. Nun stand er fest, auf gutem Boden.

Der Sopran erklang nicht mehr, als Johannes wieder kam. Oh, in den paar stillen Tagen hatte sich die Welt umgekehrt. Man sah es schon dem kleinen Füderlein an, mit dem Johannes einfuhr. Wo waren die Lasten der vergangenen Tage geblieben? Hier konnte man ja nicht nach Herzenslust auslesen. Den Hausfrauen wurde bange. Erwartungsvoll scharten sie sich vor des Schuhmachers Haus um den Karren, bis der erstere mit seinem Bäuchlein ihren Kreis zerschnitt.

„Wo hast die Maria gelassen?" fragte er zuerst.

„Daheim, sie hat im Geschäft zu tun." Das Wort „Geschäft" betonte er, als wüßte er allein, was das wäre. Man schaute ihn verwundert an. Der Schuhmacher ließ sich die Preise aller Waren aufzählen. Oh je, die herrlichen, gelobten und geliebten reduzierten Preise waren in

alle Winde verstoben. Und man kraute sich allgemein in den Haaren.

„Ich kann jetzt nicht mehr so billig verkaufen. Ich muß jetzt eine Familie erhalten.“ Das Wort „Familie“ war mit Bedeutung geschmückt.

„Zwei Leutchen und einen Parterreraum nennt er Familie und Geschäft“, murrte der Schuhmacher. Dann begehrte er laut auf: „Deine Preise sind zu hoch.“

„Normale Weltmarktpreise.“ Wie der Mensch auf einmal redete! Man bekam allmälich Respekt. Und wie breitspurig er vor seinem Wagen stand! „Ich muß jetzt soviel haben aus geschäftlichen Gründen.“ Die Kunden waren vor den Kopf geschlagen. Fast alle Artikel waren um ein Drittel im Preise gestiegen.

„Als du Geld haben mußtest, um zu einer Familie zu kommen, verkauftest du billiger, weil es sich rentierte. Nun du die Familie hast und sie bloß noch erhalten mußt, bist du teuer. Ist mir das eine Preispolitik.“

„Wenn du sie nicht verstehst, Schuster, bist du selber schuld. Ich finde sie richtig. Übrigens: ich möchte da nicht anfrieren. Meine Preise sind fest, es wird nicht gehandelt. Willst du nicht bei mir kaufen, geh' auf den Wochenmarkt und hol dir bei dem Wetter Rheumatismus. Da bringt man dir die Sachen in der ungesundesten Jahreszeit vor die Türe, opfert man sich für die Kunden, riskiert man ein gichtiges Alter, macht dir alles bequem, angenehm, mühelos, und zum Dank spielst du den Unzufriedenen, willst einem Manne, auf dem das Risiko eines Geschäftes und die Last eines Familienlebens lastet, die Preise drücken. Na: wenn nicht, dann eben nicht!“

Doch der Schuster brauchte Gemüse für den Mittag. Und er kaufte zu Weltmarktpreisen. Auch die andern kauften, doch nicht mehr korbweise. Jetzt ging es rasch in ein Geld. Johannes machte es nichts. Leerten sich seine Körbe auch weniger schnell, es floß doch gleichviel Geld in seine Katze wie vorher. Es ging auch bei ihm rascher in ein Geld. Zudem war die Jahreszeit, da die Hausfrauen nicht mehr gern auf den Wochenmarkt gingen. Da konnte er diese Preise schon riskieren. Heirat und Laden waren erobert, man hatte die Ware verschleudert, um es zu etwas zu bringen; nun hatte das Verschleudern ein Ende, man mußte zum Geschäft schauen. Die Rolle des Liebenden hatte sich mit der des Geschäftsträgers vertauscht, man mußte das Denken umstellen und anders rechnen. Verstanden es die Kunden auch nicht, er verstand es schon. Auch das Rechnen im Geschäft muß oft mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopf verstanden werden, zuweilen... Nun er es hatte, trug er jedem Rüblein Sorge, damit es ihm nicht aus den Händen glitt, ohne dem Geschäft, der Firma Grimm-Brändli, gebührenden Nutzen gebracht zu haben.

Fest auftretend, mit gleichmäßiger Stimme rufend, zog er durch die Straßen.

Auch der Fleischlaubenwirt studierte eifrig die Preise.

„Der Brautstand ist halt doch die schönste Zeit des Lebens, man hat es allgemein empfunden gehabt,“ meinte er dabei.

„Schon, aber schwer war er, da hieß es zu seiner Sache arg schauen.“

„Hm... Es ist doch des Lebens Maienzeit.“

„Für dich, Fleischlaubenwirt war er es am Ende und auch für die andern. Wir selber hatten von ihm nichts, als doppelte Arbeit.“ Und als der Wirt zahlte, gab er Johannes das Geld mit den Worten:

„Ehestand — Wehestand, man fühlt's am Portemonnaie. Uns wäre lieber, ihr wäret ewige Brautleut' geblieben, hättet nie geheiratet.“

Als aber Johannes hinter seinem Karren um die Mittagszeit heimging, schlug ihm die Geldkatze wie immer um die Beine. Nun waren ja doch alle Körbe leer. Gut die Hälfte der früheren Last hatte er mitgenommen, die war ausverkauft, und in der Geldkatze hatte er gleichviel Geld wie ehemals. Das Geschäften ist halt eine Hexerei, doch wenn man es versteht, ist es ein Kinderspiel... Gleichviel Geld wie früher und zugleich alles leichter und bequemer... Und gleichzeitig verkaufte die Frau daheim auch zu Weltmarktpreisen...

„Die Ehe ist doch noch schöner als der Brautstand, wenn man es sich vorher nicht leicht gemacht und von Anfang an alles recht in die Hand genommen hat,“ sagte Johannes zu sich selbst und schritt aus, wie einer, der über Nacht ein tüchtiger, kluger und gemachter Mann geworden ist.

Und das blieb von da an seine neue Gangart...